

10.05.2008 / Fotoreportage / Seite 4 (Beilage)

Eine Frau wie Katrin

In einem Familienprojekt in Friesack ziehen geistig behinderte Frauen ihre Kinder groß. Fotoreportage von Gordon Welters

Nadine Fabian

Seit vier Jahren lebt die geistig behinderte Katrin in einem Familienprojekt der Arbeiterwohlfahrt in Friesack (Brandenburg/Havelland). Dort kann sie das sein, was sie von Herzen möchte: Mutter.

Daß eine Frau wie Katrin ihr Kind selbst großzieht, ist nicht selbstverständlich. Nach Schätzungen von Experten gibt es in Deutschland ein paar tausend geistig behinderte Eltern - 15 Prozent leben in Wohnheimen, die meisten in einer eigenen Wohnung. Fast jedes zweite Kind wurde zur Adoption freigegeben, wächst in Pflegefamilien oder bei Verwandten auf. »Der Prozentsatz an Eltern mit geistiger Behinderung ist zwar klein, aber die Tatsache, daß es sie gibt und daß ihre Bedürfnisse zunehmend von den Anbietern sozialer Dienstleistungen wie dem Friesacker Familienprojekt wahrgenommen werden, ist nicht unwichtig«, sagt Ursula Pixa-Kettner von der Universität Bremen. Die auf Behindertenpädagogik spezialisierte Professorin hofft, daß Beispiele wie das Friesacker Familienprojekt Schule machen.

Die 24 Jahre alte Katrin hatte Glück, sie bekam einen der begehrten Plätze in Friesack und mußte sich nicht von ihrem Baby trennen. Neben ihr wohnen zwei alleinerziehende Mütter und eine dreiköpfige Familie. Trotz ihrer Behinderung haben alle Mütter das Sorgerecht. Sechs Betreuerinnen kümmern sich um sie, sie leiten die Eltern an, Verantwortung zu übernehmen und sich auf die Bedürfnisse des Kindes einzustellen. Vier Wohnungen gibt es in dem früheren Ambulatorium am Rande der Stadt.

Moni schmiegt sich gern an ihre stille Mama. Die zwei lieben sich. Intelligenzminderung, so die Experten, bedeutet keine Einschränkung der Emotionalität. Aber wie weit trägt die Liebe? Katrin kann vieles, aber nicht alles. Sie kann mit dem Zug allein zu ihrer Familie nach Berlin fahren und im Supermarkt um die Ecke selbstständig einkaufen gehen. Wenn aber Moni sich bockig die Mütze vom Kopf reißt und in den Matsch tritt, müssen die Betreuer Katrin die Grenzen zeigen und ihr dabei helfen, die Situation richtig einzuschätzen.

Wenn Katrin von ihrer Arbeit in der Werkstatt heimkommt, ist es schon früher Abend. Der Haushalt wartet. In der Küche hängt ein Plan, der die anfallenden Arbeiten auf die ganze Woche verteilt. Katrin hat ihn selbst geschrieben, denn sie ist im Familienprojekt die einzige, die das kann. Den anderen Frauen zeigen Fotografien, was wann zu tun ist: Am Dienstag quillt ein Abfalleimer über, da muß der Müll raus.

Lange Zeit war man der Meinung, Behinderte seien große Kinder, geschlechtslose Wesen, die keine sexuellen Bedürfnisse und schon gar keine Kinder haben dürfen. »Das Thema ist noch immer ein Tabu. Selbst in einigen Einrichtungen«, sagt Annika Gantikow, Leiterin des Familienprojekts. Sie fordert, Behinderte besser aufzuklären. »Es reicht nicht aus, die Frauen mit der Pille zu versorgen und zu hoffen, daß nichts passiert.«

Im Friesacker Familienprojekt wachsen Kinder auf, die geplant, und solche, die nicht geplant waren. Anika wurde mit 15 schwanger. »Trotz Pille«, sagt sie. »Die funktioniert bei mir nicht.« Beim Frühstück habe sie keinen Kaffee mehr vertragen. »Da wußte ich, was los ist.« Töchterchen Antonia ist jetzt fünf. Ihren Vater kennt sie kaum. Er ist inzwischen verheiratet, hat zwei weitere Kinder in die Welt gesetzt. »Wenn der Alkohol nicht wäre, wären wir immer noch zusammen«, erzählt Anika. Ihre große Liebe? »Ja. Ich war doll verknallt.«

Wie den anderen behinderten Frauen fällt es der 20jährigen schwer, zwischen fremd und vertraut zu unterscheiden. Wie oft die »Liebe auf den ersten Blick« zuschlägt, zählen die Betreuerinnen längst nicht mehr. Was das Schwärmen und Werben betrifft, seien die Frauen auf dem Stand von Teenagern.

Anika etwa himmelt Tokio-Hotel-Sänger Bill an. »Es ist doch egal, ob ein Kerl zehn Jahre jünger oder älter ist - es muß alles da sein, die Liebe und so.« Ihre empfindsame Seite versteckt die 20jährige. Sie gibt sich als koddriges Mannweib, trägt Hosen und macht sich nur hübsch, wenn neue Zivildienstleistende ihren Dienst in der Werkstatt antreten. Doch abends, wenn das Kind schläft, schleicht sich die Sehnsucht an. Anika malt Liebesbriefe, Seite um Seite gebrochene, blutende, glitzernde Herzen. »Ich lib dich ganz dol«, steht da, unbeholfen, wie von Kinderhand gekritzelt. Die Buchstaben verdreht Anika zu Phantasiewörtern, die nur sie lesen kann. Anika träumt davon zu heiraten, »in einem weißen Kleid«, viel Geld zu verdienen und ein Haus zu bauen, »damit man seine Ruhe hat«.

Und sie träumt von einem zweiten Kind. Fast, so scheint es, ist ihr Toni zu schnell aus den Windeln gewachsen. Mit dem Baby kam Anika gut zurecht. So haben es die Betreuer auch bei den anderen behinderten Müttern beobachtet. Aber aus den süßen Schmusepüppchen werden schnell ungestüme Steppkes, die ihren eigenen Willen haben, die Fragen stellen und ihren Müttern mehr und mehr überlegen sind. Was dann?

Kerstin weiß, wie es sich anfühlt, mit dem eigenen Kind nicht mehr mithalten zu können. Als ihre älteste Tochter Jessica in die Schule kam, litt die Mutter zunehmend an ihren eigenen Grenzen. Sie weiß selbst, daß sie Defizite hat. Wenn Kerstin über nicht behinderte Menschen spricht, redet sie von den »Normalen«. »Ich bin anders, weil mir ein Stück im Kopf fehlt und ich deshalb einige Dinge nicht so kann wie Normale.« Die 34jährige wollte verstehen, was sie von anderen unterscheidet - und hat diese Erklärung angenommen.

Kerstin war verheiratet und schmiedete mit ihrem nicht behinderten Mann Familienpläne. Sie war die erste geistig behinderte Mutter, die ins Familienprojekt zog. Sie war auch eine der ersten, die die stationäre Betreuung verließ und im ambulanten Bereich lebte. Zwei Jahre war sie »draußen«, wie sie es bezeichnete. Sie bezog eine Wohnung im Erdgeschoß, die über einen separaten Eingang an der Hofseite zu erreichen war. »Draußen« bedeutete aber auch weniger Betreuung. Nicht rund um die Uhr, sondern werktags drei Stunden standen ihr zu. Am Wochenende war sie ganz auf sich gestellt.

»Hier will ich leben, bis ich alt und grau bin«, sagte Kerstin. Das klang nach Erfolg, nach guter Laune und Sonnenschein. Aber Kerstins Schritt nach »draußen« war nicht so unproblematisch, wie sie gern erzählte. Sie trennte sich von ihrem Mann, die älteste Tochter kam in die Schule. Das hob Kerstins Welt aus den Angeln. »Wir haben wieder von vorn angefangen«, sagt Projektleiterin Annika Gantikow. Wie weggewischt war all das, was Kerstin gelernt hatte: Die Betreuerinnen mußten sie ans Wäschewaschen erinnern und daran, die Kinder zum Zähneputzen zu schicken.

Kerstin hat das Familienprojekt inzwischen verlassen. »Ich möchte auf meine eigene Beine stehen«, erklärt sie. Sie lebt nun zehn Fußminuten vom Familienhaus entfernt. Daß ihr Auszug mit einem Mann zu tun hat, streitet sie ab. Aber ja, verknallt sei sie. »Wir teilen uns eine Mülltonne«. Dann zeigt sie stolz ihren Ring. »Wir sind verlobt. Ditte wird ne richtige Beziehung.«